

## Fang nicht gleich von Hitler an!

Am 27. Januar, dem Jahrestag der Auschwitz-Befreiung, war ich an der Gewerbeschule 13 im Osten Hamburgs als Gastreferent eingeladen. Der Tag wird von der Schule alljährlich als Projekttag durchgeführt, organisiert von der Pensionärin Barbara Hartje in Zusammenarbeit mit einer Arbeitsgruppe. Ich hatte den Wunsch geäußert, mit Jugendlichen arbeiten zu können, die bei diesem Thema als schwierige Klientel gelten. Zwei junge Lehrerinnen, Frau Graff und Frau Lampe, hatten mir daher angeboten, mit einer Klasse von 20 jungen Männern (zwischen 18 und 26) ins Gespräch zu kommen, die im dritten Jahr ihrer Ausbildung zum Gärtner sind, im Blockunterricht. Wir hatten vier Stunden Zeit.

Für diesen Tag verwarf ich mein gewohntes Konzept. Es war mir klar, dass eine historische Information nicht das Richtige war. Ich entschied mich zwar dafür, die Politik der modernen Nazis zu behandeln und einen Bogen zur Vergangenheit zu schlagen; aber diese Phase sollte erst ganz am Schluss stehen. Alles, was vorher kommen sollte, verstand sich als eine lange Hinführung.

Ernste, scheue Gesichter habe ich vor mir, und die Distanz zur Schule drückt sich auch darin aus, dass manche ihre Jacken anbehalten. „Warum träumen so viele junge Menschen in Deutschland von der Großstadt?“ Diese Frage steht am Anfang, und sie bricht das Eis, denn alle können mitreden - es geht darum, wo sie wohnen, was sie über Hamburg denken, und auf vielen verschlungenen Wegen kommen wir am Ende dahin, dass das Aufregende eben nicht nur in dem großen Konsum- und Freizeitangebot besteht, sondern auch in der **Vielfalt**. Auf dem Dorfe ist es besonders für Jugendliche langweilig, weil dort „nichts los“ ist und man immer dieselben Leute trifft. Der Wunsch, **fremde** Menschen zu sehen und kennenzulernen, ist *ein* Motiv, in die Metropole zu fahren und das Dorf oder die graue Vorstadt eine Weile hinter sich zu lassen.

Peggy Graff, die Lehrerin, schreibt dazu in ihrem Bericht über das Auswertungsgespräch, das sie zwei Tage später mit der Klasse führte: „Die Gedanken zu Hamburg / Großstadt / Verstädterung stieß auf reges Interesse, das fanden die Jungs spannend.“ Auch dass wir uns so viel Zeit zum Austausch persönlicher Erfahrungen genommen haben, kam gut an.

In die Stadt aber gibt es Fremde, und die leben ganz **anders**. Was mir vor längerer Zeit Hülya, eine Schülerin am Wirtschaftsgymnasium, von ihrer Familie erzählte, war so beeindruckend, weil derart fremd, dass ich es aufschrieb und seitdem als Beispiel für „andere Verhältnisse“ einsetze - so auch in diesem Fall. In ihrer Familie gilt das ehrfürchtige Schweigen der Jüngeren, solange die Älteren reden, und das Verbot des ungefragten Dazwischenredens, ja sogar das patriarchale Privileg, dass zuerst die Männer reden dürfen und erst danach die Frauen. Für ein Bewusstsein, das den Traum von alter deutscher Ordnung hochhält und am Chaos der Postmoderne leidet, ist dieses Beispiel eine Bestätigung und Verunsicherung zugleich: es gibt sie noch, die Ordnung, aber so deutlich wohl doch nur bei den Fremden, den Einwanderern. Ausgerechnet die Einwanderer als Hüter der Ordnung - ?

Kein Wunder, dass hier ein lebhafter Dialog aufbrandet. „Möchten Sie, dass es in Ihrer Familie so zugeht?“ provoziere ich. Bemerkenswert ist, dass die jungen Männer auf Themen zu sprechen kommen, die mit Erziehungskonflikten und Unterdrückungserfahrungen in ihrer eigenen Kindheit zu tun haben. „Ist es nicht gut, auch manchmal schweigen und sich unterwerfen zu müssen?“ bohre ich weiter. Hier teilt sich nun das Lager, und die Sammlung von Begriffen, die wir für die Praxis in Hülyas Familie anlegen, enthüllt das typische Wertespektrum der liberalen Gesellschaft: Ordnung ja, aber nicht zu sehr, und bitte viel **Freiheit** dabei. Das Dilemma hält die Diskussion am Laufen. Wir sind beim Recht des Individuums auf seine **Individualität**.

Soweit es hier um die Erschütterung einer rechtsautoritären Mentalität gehen kann - als Gast bekomme ich nur ganz allmählich mit, wo sich etwas regt - kann sie durch eine kleine Selbstreflexion vorangetrieben werden, die auch bei einer Lerngruppe wie dieser, die normalerweise nicht gerade begeistert mit Arbeitsbögen umgeht, zu einem lebhaften Austausch untereinander führt. Vorgegeben sind in einer Tabelle einige vage Aussagen über das **Anderssein** („Ich bin anders als du“) verbunden mit der Frage, in welchen Situationen diese Sätze einen Sinn ergeben. Diese Vorlage empfand ich als risikoreich, weil ziemlich philosophisch und verspielt (z. B. „Ich bin anders als ich“) - aber gerade das Philosophisch-Spielerische führt zu ausgedehnten Zweiergesprächen in ziemlicher Lautstärke. Die Ergebnissicherung zeigt, dass die Deutungsoffenheit nicht nur zu einem stirnrunzelnden Rätselraten, sondern auch zu einem Nachdenken der Einzelnen über sich selbst geführt hat. Diese Beratung ist so intensiv, dass sie verlängert werden muss.

Inzwischen habe ich alle zwanzig Vornamen einigermaßen sicher drauf, und nach der großen Pause kommt der Schock: ein Foto, Bergen-Belsen 1945, und die Behauptung, dass die Nazis auch heute immer noch **gegen Fremdsein und Andersartigkeit** kämpfen. Ein kurzer Blick auf den rassistischen, völkischen Entwurf einer „rein deutschen“ Gesellschaft, verbunden mit der Frage nach seinen Kosten an Menschenopfern und nach seinen Folgen für den Frieden.

Was sich nun abspielt, beschert mir die eigentlichen Aha-Erlebnisse dieses Vormittags und ist der Hauptanlass für die vorliegende Reflexion. Fünf der jungen Männer fühlen sich extrem in die Ecke gestellt, so sehr, dass zwei von ihnen es teilweise nicht mehr aushalten und zwischendurch rausgehen, mit Gesichtern, in denen die Wut steht. Da ich mit ihnen schon zweieinhalb Stunden freundlich und gleichsam auf Augenhöhe über unsere Lebenserfahrungen geredet habe, ist der Kontakt zwar nicht zu Ende; aber er ist gewaltig lädiert. Ramon, der eloquenteste unter den Schülern, setzt dann auch noch einen drauf, indem er sagt: er könne die Nazis überhaupt nicht verstehen. Das seien doch die eigentlichen Ausländer in Deutschland. Sie stellten sich doch mit ihrer Politik selber ins Abseits.

Ich entdecke nun, dass die fünf jungen Herren, um die es geht, zu der interessierten Minderheit der bisherigen Gesprächsrunde gehören. Ihr Verhalten an diesem Morgen zeichnet sie aus. Sie hören genau zu, widersprechen gern, lassen mal halblaut etwas politisch Inkorrektes fallen und geben ihre einschlägigen Erfahrungen mit jungen Türkengangs zum Besten. (Ich lasse diese Erfahrungen stehen und hüte mich, sie ihnen auszureden.) Vor allem aber treten sie als „Untergrund“ auf, nach dem Motto

„Ich red jetzt mal lieber nicht weiter...“. So z. B. Michael<sup>1</sup>, der immer schnell rot wird und dann resignierend abbricht, obwohl er sehr interessiert ist und mich zum Schluss ganz genau befragt, was mein Konzept gewesen sei. Die **Selbststigmatisierung** der „braunen Truppe“ (Lehrerinnen-Spruch) ist wesentlich stärker als ich es erwartet hätte. Die Botschaft ihres Verhaltens ist: Wir können hier nicht frei reden. Und aus dieser so empfundenen Unfreiheit beziehen sie offensichtlich einen Teil ihrer **Identität**.

Es für mich nicht verwunderlich, dass der relativ kurze letzte Teil des Vormittags diese jungen Männer nicht zufriedenstellt. Frau Graff resümiert:

Die Schüler hätten es besser gefunden, wenn der Vortrag zu den "Nazis heute" am Anfang erfolgt wäre. Die Diskussion dazu empfanden einige als "gekrampft"; Michael, Kevin und Markus (die "braune Truppe") waren enttäuscht, dass Sie auf Kommentare nach dem Vortrag nicht mehr eingegangen sind und diese im Raum stehen blieben. Von den Rechtssympathisanten kam der Hinweis, dass sie die NPD und Hitler auch nicht gut fänden. Es gäbe viel interessantere Vereinigungen, der Vortrag wäre "nicht auf dem neuesten Stand", und sie hätten gar keine Chance gehabt, ihre Sicht darzulegen.

Die Zufriedenheit der Klasse mit dem ersten Teil des Vormittags war also deutlich größer. Dass ich den Vortrag zu den „Nazis heute“ als letzten Denkschritt bewusst an den Schluss gestellt hatte, hat sich offenbar nicht vermittelt.

Die Kritik der rechtsorientierten Schüler kann ich nicht ohne Weiteres vom Tisch wischen. Sie wollten offensichtlich mehr politische Diskussion und mehr Möglichkeiten, ihren Standpunkt darzulegen, als mein Ablaufplan bot. Ich bin also in eine Gärtnerklasse gegangen und habe das Bedürfnis meiner jungen Gesprächspartner, mit mir über die Gegenwartspolitik zu reden, **unterschätzt!**

Ich verteidige hier meinen Vortrag: er ist auf dem neuesten Stand. Aber ich interpretiere die Kritik um: gemeint ist, dass ich zuviel über die Geschichte und das Programm der NPD geredet habe. Zu wenig Raum blieb für den Neonazismus als moderne Jugend-Subkultur. Hier sind die „interessanten Vereinigungen“ angesiedelt, die das Herz meiner jungen Kritiker höher schlagen lassen...

Mein Fazit: Trotz meines lebensweltlichen Ansatzes immer noch zuviel Geschichte und politische Systemkunde - ich war nicht zu radikal, sondern immer noch nicht radikal genug im Abschied von einer Instruktionpädagogik, die an diesem Teil der jungen Generation abperlt wie Wasser.

Kurt Edler

---

<sup>1</sup> alle Schülernamen geändert